

DROEMER 

Michaela Küpper

KALTENBRUCH

ROMAN

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



© 2018 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Dr. Clarissa Czöppan

Covergestaltung: Sabine Kwauka

Coverabbildung: © Lee Avison / Trevillion Images,

© shutterstock / gyn9037, © shutterstock / Tupungato,

© shutterstock / rootstock

Satz: Nadine Clemens, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-28200-7

MARLENE

1.

Erdbeerzeit. Marlene und Dana saßen unter der Kastanie vor dem Haus, an dem alten Küchentisch aus Vorkriegszeiten, den sie aus der Scheune geschleppt hatten. Ein plötzlich aufkommender Wind rauschte durch das dichte Blätterdach über ihnen, und zu ihren Füßen wirbelte Staub auf. Stundenlang hatten sie auf dem Feld hinter dem Silo Erdbeeren gepflückt, Reihe um Reihe, die stechende Sonne im Nacken, jetzt brannte die Haut auf ihren Schultern und Armen – die kühle Brise tat gut.

Sie putzten die überreifen Früchte, die sie nicht würden verkaufen können, entfernten das Grün und die schadhafte Stellen, zerteilten die Beeren grob und warfen sie in den großen Topf in der Mitte des Tisches. Alles war rot und klebte, der Tisch, die Finger, die Gesichter der Zwillinge Konrad und Ilse, die um sie herumspangen, von einem Ohr zum anderen mit Erdbeersaft besmiert.

Eben war Renate zum Helfen herübergekommen, und auch die Metzgerstochter Brigitte putzte mit, weil sie sich nie die Gelegenheit für einen kleinen Schwatz entgehen ließ.

Eine neuerliche Böe fegte über den Hof. Marlene wandte den Kopf und schaute zu der Wäsche hinüber, die auf der Kälberweide zwischen den Apfelbäumen im Wind flatterte; das Weiß der Laken und Handtücher bildete einen scharfen Kontrast zu der blauschwarzen Wolkenfront, die unweigerlich heranzog. Von ferne grollte der Donner. Es würde Regen geben. Nun doch.

»Ich gehe mal, ehe alles nass wird.« Dana war bereits aufgestanden und wischte sich mit einem nassen Tuch die Hände sauber.

Brigitte plapperte unverdrossen weiter, während sie das Grün häufchenweise zusammenkehrte und in den Zinkeimer unter dem Tisch warf.

»Dat Kleid kannsse doch nicht auffe Hochzeit von deine einzige Schwester anziehen, hab ich gesacht. Da musse dir schon wat Besseres zulegen.«

Marlene begutachtete die Erdbeerflecken auf ihrem Rock, die sie wohl nicht mehr herausbekommen würde, stufte den Schaden aber als nicht weiter tragisch ein: Der alte Fetzen taugte ohnehin nur noch für die Arbeit. Heini, der eben von der Feldarbeit heimgekommen war, gesellte sich zu ihnen und zog sich Danas Stuhl heran.

»Heute wieder Krauskopfwetter?« Wie üblich zog er seine Schwester Renate wegen ihrer Locken auf, worauf diese über den Tisch langte und ihm mit gespielmtem Zorn durchs Haar raufte.

»Pah, glatt wie Schnittlauch, pfui Deibel!«

Konrad und Ilse kamen angerannt, um ihrem älteren Bruder einen mumifizierten Frosch zu zeigen, den sie gefunden hatten, stoben jedoch sofort wieder davon und stellten den jungen Katzen nach, die mit hohem Buckel und in gestelzten Hüpfern den umherwirbelnden Blättern hinterherjagten, die der Wind den Bäumen entrissen hatte. Konrad bekam die Graugescheckte zu fassen, hob sie hoch und presste sie an seine Brust. Es folgte ein gellender Schmerzensschrei: Sie hatte ihre Krallen in seinen Hals geschlagen. Marlene war bereits dabei, aufzustehen, um ihm zu helfen, aber das Tier hatte schon wieder von ihm abgelassen. Ihre Augen noch halb auf das Kind gerichtet, setzte sie sich wieder, und als sie vor sich auf die Tischplatte blickte, lag dort eine einzelne tiefrote Beere, die in Form eines perfekten Herzens geschnitten war. Irritiert sah sie auf. Renate schaute gerade nach ihrer Tochter Gudrun, die neben dem Tisch auf dem Boden herumkrabbelte. Mit einem hohen Kreisclaut warf sie ihr Knippchen hin, als sie erkannte, dass Gudrun auf dem getrockneten Frosch herumkaute. Brigitte schüttelte sich schaudernd und brach in Gelächter aus.

Nur Heini erwiderte Marlenes Blick. Er kniff die Augen zusammen und sog die Wangen ein, während er gelassen sein Taschenmesser wegsteckte. Einen Atemzug lang musterte sie ihn ausdruckslos, dann lächelte sie: ein kleines, komplizenhaftes Lächeln, das anhielt, bis sie nach dem Erdbeerherz griff und es mit einem Happs verspeiste.

»Schluss für heute«, befand Renate und nahm ihre lauthals protestierende Tochter auf den Arm. »Besser, ich bin mit Gudrun daheim, bevor es losgeht.«

»Ich komme mit euch.« Brigitte wischte sich die Finger an einem Küchentuch ab, stand auf und strich ihren Rock glatt. Auch Marlene war aufgestanden. Heini schob seinen Stuhl zurück und nahm den schweren Einkochtopf, um ihn für sie in die Küche zu tragen. Als er an ihr vorbeiging, strich sie sanft über seinen Unterarm und schüttelte kaum merklich den Kopf. Fragend hob er die Augenbrauen, doch sie reagierte nicht mehr.

Das Licht unter der Kastanie veränderte sich, ein seltsames Leuchten umspielte die Szenerie. Auch die Geräusche veränderten sich. Als hätte ihnen jemand eine große grüne Glasglocke übergestülpt, dachte Marlene, und ihr Blick schweifte wehmütig über die Kälberweide, hin zu den kniehoch wogenden Weizenfeldern, die sich gen Kaltenbruch zogen.

»So fasziniert von der Aussicht?« Plötzlich stand Dana neben ihr, den Wäschekorb auf der Hüfte abgestützt, und starrte sie an.

»Jesus! Ich hab dich gar nicht kommen hören.«

»Soll ich demnächst hupen?« Dana verzog den Mund. »Hättest mir ruhig helfen können mit der Wäsche. Erdbeeren in einen Topf werfen kann sogar Ilse.«

»Nun sei nicht beleidigt und gib her.« Marlene nahm ihr den Wäschekorb ab, worauf Dana achselzuckend die Messer einsamelte. Schweigend gingen sie nebeneinander ins Haus zurück.

Zwei Stunden später waren die Zwillinge abgefüttert und zu Bett gebracht, die Hühner weggesperrt. Marlene stand am Küchen-

fenster, die Rhabarberstangen in Händen, die sie noch verarbeiten musste, und beäugte kritisch das Stückchen Himmel, das sie von ihrem Blickwinkel aus sehen konnte: Zwischen braunrotem Kuhstalldach und braunrotem Scheunendach trieben eilig schiefergraue Wolkenfetzen dahin. Noch immer war kein Tropfen gefallen, aber lange konnte es nicht mehr dauern. Die Felder brauchten den Regen, dachte sie und seufzte tief, um fast im selben Moment erschrocken herumzuwirbeln: Heini hatte sich lautlos herangeschlichen und sie in die Seite gekniffen.

»Was fällt dir ein!« Sie schlug mit einer Rhabarberstange nach ihm, doch statt sich wegzuducken, schnappte er danach wie ein Hund nach einem Wurstzipfel und biss blitzschnell zu.

»Köstlich!«, log er kauend und zog eine Grimasse. Marlene hob drohend den Rest ihrer Rhabarberstange. Seine Hand schnellte vor, um sie ihr zu entreißen, aber sie hielt eisern daran fest, und es begann ein Tauziehen, das bald zur wilden Rangelei geriet. Als Dana die Küche betrat, hatte Heini Marlene in den Schwitzkasten genommen.

»Sie will den schönen Rhabarber für sich allein haben«, schnaufte er. »Komm, wir sperren sie in den Keller.«

»Ilse hat Durst«, war alles, was Dana erwiderte.

»Ich geh schon«, keuchte Marlene.

»Amüsiert euch nur weiter.« Den Blick stur nach vorn gerichtet, schob Dana sich an ihnen vorbei, holte ein Wasserglas und füllte es über der Spüle.

»Spaßbremse«, murmelte Heini, als sie gegangen war. Er griff erneut nach Marlene, die sich losgekämpft hatte.

»Es reicht, Heini!« Sie schlug nach seinen Fingern, aber ihr Widerstand befeuerte ihn umso mehr. Dann war auf einmal Martin da.

Mit eingezogenem Kopf trat er durch die Tür, die von der Küche auf den Hinterhof hinausführte, wie immer der Letzte, der Feierabend machte.

»Hier geht's ja lustig zu«, brummte er, während er sich die

Schuhe an der Matte abstreifte. Eilig wand Marlene sich los und drehte den Brüdern den Rücken zu. Ihr Herz pochte, ihre Wangen glühten.

»Wir kämpfen um die letzten Rhabarberstangen. Die sind ja so köstlich, was Besseres gibt's gar nicht auf der Welt«, spottete Heini und warf seine Beute lässig in den Spülstein. Martin sagte nichts.

»Möchtest du Bratkartoffeln?« Marlene schaute ihn nun doch an. »Wir haben Stullen gegessen, aber ich hab noch Kartoffeln übrig.«

»Bratkartoffeln«, wiederholte er und kratzte sich am Kopf. »Ja, das wäre nett.« Er schenkte sich ein Glas Milch aus dem Krug ein, der auf dem Tisch stand, und setzte sich. Heini hockte sich neben ihn auf die Eckbank, langte nach einer Scheibe Brot und tunkte sie in die Schale mit dem Rest heißer Erdbeermarmelade.

»Auch eins?« Er deutete auf seine Stulle, doch Martin meinte, er würde auf die Kartoffeln warten.

Wieder einmal bemerkte Marlene, wie ähnlich die beiden Brüder einander sahen: dieselbe Statur, dasselbe hellbraune Haar, die graublauen Augen.

»Ihm machst du Bratkartoffeln, und ich krieg nur Marmeladenstullen«, beschwerte sich Heini, als sein älterer Bruder gegangen war, um sich die Hände zu waschen.

»Martin hat ja auch gearbeitet«, entgegnete Marlene provokant, die Betonung lag auf dem Satzende. »Außerdem hast du vorhin den Rest vom Braten gegessen, ohne ihm etwas übrig zu lassen.«

»Du magst ihn lieber als mich, oder?«

Auf diese Frage war sie nicht gefasst. »Wie kommst du darauf?«

»Komm ich halt.«

»Blödsinn, Heini. Es war nur Spaß.«

»Aber –«

Sie legte den Finger an die Lippen. »Still, er hört dich!«

Martin kehrte zurück und setzte sich auf seinen Stuhl, während sie sich wieder an die Arbeit machte. Sie pellte die Kartoffeln und schnitt sie in Scheiben, häutete eine Zwiebel, würfelte ein großes

Stück Speck, gab Schmalz in die Pfanne, ließ den Speck aus und briet die Kartoffeln und Zwiebeln darin an. Die jungen Männer redeten währenddessen über eine Kuh, die weniger Milch gab als sonst, und eine, die bald kalben würde.

»Heiner, Martin!« Der alte Leitner rief nicht nach seinen Söhnen, er brüllte. Wie üblich. »Könnte sich wohl einer von euch herbequemen, oder soll ich das Trumm allein die Treppe raufschleppen?«

»Was will der denn?«, fragte Heini in abschätzigem Ton. »Ich dachte, der hätt sich's schon oben gemütlich gemacht.« Er deutete mit dem Kinn in Richtung Zimmerdecke.

»Die Truhe soll nach oben«, erklärte Marlene. »Er schafft das nicht allein.« Martin war im Begriff aufzustehen, aber sein jüngerer Bruder hielt ihn zurück.

»Lass mal, ich mach das schon.«

Heini verließ die Küche, und Marlene dreht sich um. »Das Essen ist gleich fertig«, verkündete sie, die Hände haltsuchend auf die Spüle gestützt. Martin schwieg, doch sein Blick ruhte auf ihr. »Es regnet noch immer nicht«, fügte sie leise hinzu.

»Nein, es regnet nicht«, wiederholte er langsam. Im selben Moment gellte das Geschrei der kleinen Ilse durchs Haus, die nicht an Schlaf zu denken schien.

»Marli, Marli! Meine Marli soll tommen!«

2.

Ein Abend im Juni. Gab es Schöneres auf Erden? Die Luft war lau, das Gras wogte hüfthoch im goldenen Licht der untergehenden Sonne, die Vögel sangen ihr Abendlied – und das Unwahrscheinliche war eingetreten: Die Wetterfront hatte sich verzogen, ohne dass das geringste bisschen Regen gefallen war.

Sie lief am Erdbeerfeld vorbei, bog in einen klatschmohn-gesäumten Weg ein, dann am Waldrand entlang, durch die kühle, feuchte Senke, in der es schon fast Nacht war und sie der herbe Duft des allseits wuchernden Storchenschnabels umfing, wieder aufwärts, durch den jungen Birkenhain, zurück ins Licht. Ihre Schritte wurden schneller, fast war ihr nach Hüpfen zumute, so leicht fühlte sie sich, so voll brennender Erwartung. Nie hätte sie gedacht, dass das Leben solche Überraschungen bereithielte, dass sie vor Gefühl überschäumen könnte wie ein Waschbottich.

Als sie den Weiher erreichte, stand die Sonne als glühender Ball über der Fichtenschonung am jenseitigen Ufer. Einen bangen Moment lang fürchtete sie, er wäre nicht gekommen, und die Enttäuschung fuhr ihr in alle Glieder. Sie legte die Hände schützend über die Augen, schaute in das blendende Licht, erkannte vage den Steg, die kompakte Baumgruppe daneben – und die einsame Gestalt, die sich daraus löste. Ihr Herz tat einen Sprung. Er war da! Oh, sie liebte, liebte, liebte ihn, und endlich durfte sie es zeigen! Blindlings rannte sie los, den ausgebreiteten Armen entgegen.

LISBETH

3.

Dieser Tag war nicht ihr Tag, das machte er Lisbeth gleich nach dem Aufstehen deutlich. Erst kam sie mit der Wimperntusche nicht zurecht, die sie sich extra angeschafft hatte: das rechte Auge schwarz wie das eines Kohlenbengels, das linke nackt wie ein frisch geworfenes, spinnenbeiniges Karnickel – so konnte sie nicht vor die Tür. Dann kochte ihr die Milch über, weil die Schminkerei ungebührlich viel Zeit in Anspruch genommen hatte. Ihr Kaffee – vermutlich der letzte, den sie sich würde leisten können – musste ohne auskommen, was ihr wiederum der Magen krummnahm. Dazu dieser Regen. Jedes vorbeifahrende Auto ließ das Wasser in Fontänen auf den Gehsteig spritzen. Die neuen Stöckelschuhe wären ruiniert, ehe sie auch nur einen Fuß ins Polizeipräsidium gesetzt hätte.

Sie gab ihren Fensterplatz auf, stellte ihre Tasse in die Spüle und warf einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel: In der feinen Bluse und dem biedereren Jäckchen erkannte sie sich kaum wieder. Mit einem Seufzer griff sie nach Schirm und Handtasche, zog die Tür hinter sich zu und schlich auf Zehenspitzen die Treppe hinunter, an der Wohnungstür der Breuninger vorbei. Ein zweckloses Unterfangen – einer wie der entging man nicht.

»Ah, das Frolleinchen! Schon so früh unterwegs?«

»Guten Morgen, Frau Breuninger. Ich hab's ein bisschen eilig.«

»So? Mit der Miete haben wir's dann hoffentlich auch bald ein bisschen eilig.« Die Breuninger zeigte ihr Wolfsgrinsen.

»Ja, Frau Breuninger. Ich denke dran, ganz bestimmt. Aber jetzt muss ich gehen, ich habe einen Termin wegen einer Anstellung.«

»Donnerwetter, so früh am Morgen schon einen Anstellungstermin!«

»Frau Breuninger, es ist gleich acht Uhr.«

»Ich mein ja nur, wo das Frollein doch immer so spät heimkommt.« Für die Breuninger herrschte gleich nach der Abendandacht tiefste Nacht.

Nein, heute würde Lisbeth sich nicht provozieren lassen. »Einen schönen Tag, Frau Breuninger.« Sie drückte sich an ihrer Vermieterin vorbei und spürte deren missliebige Blicke noch im Rücken, als sie zwei Straßen weiter in die Tram stieg.

Der Regen hörte in dem Moment auf, in dem sie das Polizeipräsidium betrat. Das Erste, was sie registrierte, war ein penetranter Geruch nach Bohnerwachs. Angebrannte Milch zu Hause, nasser Hund in der Tram und jetzt das – sie versuchte, den olfaktorischen Großangriff zu ignorieren. Nur nicht ablenken lassen, Lisbeth. Es geht um so viel. Es geht um alles.

Sie zeigte einem dicken Beamten am Empfang ihr Einladungsschreiben vor, woraufhin ein deutlich magerer Kollege sie zu Kommissar Peter Hoffmanns Büro im ersten Stock begleitete. Auf ihr zaghaftes Klopfen hin forderte eine Stimme von drinnen sie auf, einzutreten.

Hoffmann saß hinter einem wuchtigen Schreibtisch, der auf Lisbeth wie ein Bollwerk wirkte, und musterte sie ausdruckslos.

»Herr Hoffmann? Mein Name ist Lisbeth Pfau, Sie haben mich eingeladen.« Sie hielt ihm schüchtern das Schreiben entgegen, das sie noch immer in der Hand hatte.

»Ja, richtig.« Er stand auf und trat auf sie zu. »Schön, dass Sie hergefunden haben.« Lisbeth ergriff seine ausgestreckte Hand und deutete einen Knicks an. Herrje, tat man so etwas heutzutage noch?

Sein Äußeres passte zu den bohnerwachspolierten Fluren: das gestärkte Hemd, die von Brillantine glänzende Tolle, die blitzenden Zähne, so exakt in Reih und Glied, dass jeder vor Neid erblasen musste. Bei einem Mann in seiner Position hätte sie allerdings vorausgesetzt, er würde auch eine gewisse Reife ausstrahlen, die

ihm in ihren Augen jedoch völlig abging: Hoffmann sah aus wie ein Pennäler.

Er rückte ihr einen Stuhl zurecht, wartete, bis sie Platz genommen hatte, setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch und taktierte sie prüfend.

»Fräulein Pfau«, begann er, »wie Sie wissen, suchen wir eine Sekretärin, eine Mitarbeiterin, auf die ich mich – auf die wir uns – hundertprozentig verlassen können. Eine fleißige Biene, die uns entlastet.«

Sie nickte eifrig und ärgerte sich darüber, dass er ihre neuen Schuhe gar nicht sehen konnte. Aufgepasst wie ein Luchs hatte sie, und gesprungen war sie wie ein Hase, um dem Spritzwasser zu entgehen.

»Fräulein« ist doch richtig?«

»Wie bitte? Oh, ja.« Sie nickte wieder. Nicken, nur immer schön nicken.

Hoffmann lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Einen ulkigen Namen haben Sie«, befand er mit der Andeutung eines Lächelns. »Aber den sind Sie ja sicher bald los.«

»Wie bitte?«

»Tja, es wird doch wohl einen netten jungen Mann geben, der Sie in den Hafen der Ehe –«

In ihren Ohren klang es, als traue er ihr etwas Anrühiges zu. »Nein, nein«, widersprach sie schnell. »Ich stehe Ihnen voll und ganz zur Verfügung. Ich meine, ich könnte Ihnen jederzeit zur Verfügung stehen, wenn Sie mich haben würden, also nehmen wollten ...« Ihr wurde klar, welchen Unsinn sie redete, und sie spürte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss.

»Fräulein Pfau, ganz so sehr möchte ich Sie nicht strapazieren.« Er machte sich lustig über sie, eindeutig. Mein Gott, sie benahm sich wie ein dummer Backfisch.

»Tut mir leid, ich habe mich ungeschickt ausgedrückt«, nahm sie erneut Anlauf. »Ich meinte nur, dass ich keine Absichten in diese Richtung hege.«

»Schön, schön.«

Nein, überhaupt nicht schön. Sie hatte das unbestimmte Gefühl, die Scharte auswetzen und sich rechtfertigen zu müssen. »Ich hatte eigentlich nie ein Problem mit meinem Namen«, redete sie drauflos. »Für Männer mag er schwieriger sein.«

»Ach ja?« Hoffmanns Augenbrauen wanderten nach oben. »Wieso das?« Da er mit dem Rücken zum Fenster saß, bemerkte er den Fensterputzer nicht, der plötzlich angeschwebt kam wie der Weihnachtsengel im Kurtheater.

»Weil man bei einem Mann vom Namen auf den Charakter schließen könnte«, erklärte Lisbeth und bemühte sich, ihren Blick nur auf Hoffmann zu richten. »Bei einer Frau besteht die Gefahr nicht so sehr, die weiblichen Tiere sind ja recht unscheinbar.«

»Soso.« Hoffmann schien ihr nicht recht zuzuhören und griff nach ihren Unterlagen. »Sie haben ein Zertifikat in Aquarellmalerei erworben, und ein Abzeichen der Deutschen Lebensrettungs-Gesellschaft in Silber haben Sie auch. Sehr schön, sehr lobenswert, nur legen wir hier Wert auf andere Fähigkeiten.« Er blätterte weiter, während der Fensterputzer von ihm gänzlich unbemerkt die Scheibe einseifte. »Ich sehe, Sie haben des Weiteren als Küchenhilfe gearbeitet und eine Hauswirtschaftsschule besucht, diese aber nach einem halben Jahr Unterricht abgebrochen. Weshalb?«

Der Blick des Fensterputzers drang plötzlich durch das Glas zu Lisbeth vor. Er grinste breit und zwinkerte ihr zu.

»Es ... es war nicht das Rechte für mich.« Sie fuhr mit den Händen über ihren Rock, der ihr plötzlich zu kurz vorkam.

»Warum nicht?«

»Ich habe mir beim Nähen in die Finger gestochen.«

»Sind Sie immer so ungeschickt?«

»Nein«, log sie und schaute Hoffmann in die Augen. »Ich kann nur nicht nähen.«

»Tja, wissen Sie, ich brauche eine Person mit Geschick, eine, die

absolut zuverlässig ist, die Akten anlegt und Anrufe entgegennimmt, die gut organisieren kann. Und fehlerfreies Tippen sollte selbstverständlich sein.«

»Selbstverständlich«, pflichtete sie ihm bei. »Alles kein Problem, solange ich keine Knöpfe annähen muss!« Sie lachte ein bisschen über ihren kleinen Scherz und fing den Blick des Fensterputzers auf. »Ich belege Abendkurse in Maschinenschreiben und in Stenografie«, setzte sie eilig hinzu. »Sie müssten die Bescheinigungen vor sich haben ...«

»Ja, ja, habe ich gesehen, danke. Aber wie sieht es mit einem Abschluss aus?«

»Den mache ich demnächst. Ganz sicher. Ist quasi nur eine Formsache.« Er quittierte ihre Bemerkung mit einem leichten Stirnrunzeln.

»Nun, wichtig ist vor allem auch eine gewisse Robustheit.«

»Robustheit? Ich bin gesund, wenn Sie das meinen.«

»Ich wollte sagen, dass wir hier nicht beim Straßenverkehrsamt sind. Wir jagen Verbrecher, Gewalttäter, Mörder. Bei uns kommen manchmal Bilder auf den Tisch, die eine zarte weibliche Seele aus dem Gleichgewicht bringen können.«

»Oh, damit habe ich kein Problem«, verkündete Lisbeth im Brustton der Überzeugung. »Mein Onkel Rudolf war Schlachter, bei dem war ich oft zu Besuch. Ich kann Blut sehen.«

Hoffmann lächelte kühl. »Das spricht für Sie, Fräulein Pfau, aber der Ernst unseres Geschäfts erfordert doch auch eine gewisse Reife.«

Sie holte tief Luft. Reife? Ausgerechnet dieser Kerl sprach von Reife? Einer, der aussah, als würde Mutti ihm morgens mit ihrem spuckegetränkten Taschentuch die Wangen polieren? Reiß dich zusammen, Lisbeth! Mach ein freundliches Gesicht, damit sind die meisten Männer schon zufrieden.

»Sie kommen vom Dorf?«

Auch das noch. »Nun ja, das tun viele.« Sie legte ihren ganzen Charme in ihr Lächeln, oder hatte das zumindest vor, aber so

recht wollte es ihr nicht mehr gelingen. Der Fensterputzer leckte sich schon die Lippen und machte zweideutige Gesten. Er dachte wohl, sie sei zum Verhör einbestellt und mit so einer könne er sich diese Frechheiten erlauben.

»Warum sind Sie in die Stadt gezogen?«, erkundigte der Kommissar sich jetzt, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf, gab diese Pose jedoch sofort wieder auf, da sie ihm unverhofft Schmerzen zu bereiten schien.

Lisbeth gab sich locker. »Wie heißt es so schön: Stadtluft macht frei, nicht wahr?«

»Stadtluft?« Hoffmann hielt irritiert inne, dann fiel offenbar der Groschen. »Ach ja, die auch.«

Herrje, sie war schon wieder ins Fettnäpfchen getreten! Dass dieser vermaledeite Hitler aber auch alles und jedes hatte verwursten müssen!

»Sie haben vier Monate in einem Kaufhaus gearbeitet, wie ich sehe. War das auch nichts für Sie, oder weshalb haben Sie dort so schnell wieder aufgehört?«

»Ähm. Tja.« Was sollte sie dazu sagen? Mit der Wahrheit herauszurücken schien ihr keine gute Idee. »Die Abteilung, in der ich gearbeitet habe, wurde aufgelöst – zu wenig profitabel.« Sie hoffte, er würde das nicht nachprüfen können. »Hat aber nicht an mir gelegen«, schob sie schnell hinterher.

»Das klingt beruhigend«, kommentierte Hoffmann trocken. »Sonstige Berufserfahrung haben Sie nicht?«

»Wie bitte? Ach so, leider nein.«

Er begann, leise mit dem Zeigefinger auf die Tischplatte zu klopfen. Schließlich drehte er sich um und erblickte den Fensterputzer, der gewissenhaft seiner Arbeit nachging.

»Wie schön, dass wir uns wieder um Dinge wie saubere Fenster kümmern können, nicht wahr? Tja, Fräulein Strauß, ich bin mir sicher, dass Sie in einigen Jahren eine tüchtige Kraft abgeben werden. Momentan benötigen wir leider eine Person mit etwas mehr

Erfahrung. Genießen Sie weiterhin die Stadtluft. Und arbeiten Sie an Ihren Qualifikationen, das ist meine Empfehlung.«

Als Lisbeth das Polizeipräsidium verließ, hatte der Regen wieder eingesetzt und sorgte dafür, dass ihr Äußeres ihrer Befindlichkeit entsprach: Sie fühlte sich wie ein begossener Pudel.

HOFFMANN

4.

Hoffmann musterte zum wiederholten Mal die junge Frau, die so hastig redete, als peitschte sie jemand durch dieses Gespräch: ihre blasse, sommersprossige Haut, das kupfrige Haar. Fussig, sagte man im Rheinland dazu. Diese Rüschenbluse, und erst die altbackene Strickjacke: unmöglich! Wo kam nur diese Landpomeranze her? Allein ihr Name: Lisbeth Pfau. Sie habe eigentlich nie ein Problem damit gehabt, schwatzte sie gerade drauflos. Für Männer sei er schwieriger.

»Ach ja? Wieso das?«

»Weil man bei einem Mann vom Namen auf den Charakter schließen könnte«, erklärte sie mit eigentümlich stierem Blick. »Bei einer Frau besteht die Gefahr nicht so sehr, die weiblichen Tiere sind ja recht unscheinbar.«

»Soso.« Hoffmann fühlte sich unbehaglich. Es kam ihm vor, als hätte sie ihm gerade persönlich überzogene Eitelkeit unterstellt, dabei war doch nicht er derjenige, der diesen albernen Vogelnamen trug. Und warum starrte sie ihn so an? Er griff nach ihren Unterlagen.

Ein Zertifikat in Aquarellmalerei, ein Abzeichen der Deutschen Lebens-Rettungs-Gesellschaft in Silber, na prima! Küchenhilfe, danach Besuch einer Hauswirtschaftsschule, nach einem halben Jahr abgebrochen. Das klang wenig überzeugend, und auch der weitere Gesprächsverlauf brachte wenig Erfreuliches.

»Sie haben vier Monate in einem Kaufhaus gearbeitet, wie ich sehe. War das auch nichts für Sie, oder weshalb haben Sie dort so schnell wieder aufgehört?«

»Ähm. Tja.« Wieder wirkte ihr Zögern, als müsse sie sich erst eine plausible Ausrede aus den Fingern saugen. »Die Abteilung, in der ich gearbeitet habe, wurde aufgelöst – zu wenig profitabel.« Und schnell schob sie hinterher: »Hat aber nicht an mir gelegen.«

Das klang ja beruhigend!

»Sonstige Berufserfahrung?«

Sie schien erst in ihrem Gedächtnis kramen zu müssen. Hoffmann begann, ungeduldig mit dem Zeigefinger auf die Tischplatte zu klopfen. Dieses Fräulein Pfau wirkte reichlich unkonzentriert. Sie schien durch ihn hindurchzusehen, als sei da etwas in seinem Rücken, weshalb er sich umdrehte und einen Fensterputzer erblickte, der gewissenhaft seiner Arbeit nachging. »Wie schön, dass wir uns wieder um Dinge wie saubere Fenster kümmern können, nicht wahr?«

Plötzlich hatte er genug. Der Hansel dort draußen war offenbar interessanter für die Dame als das, was sich hier drinnen abspielte. »Tja, Fräulein Strauß. Ich bin mir sicher, dass Sie in einigen Jahren eine tüchtige Kraft abgeben werden«, machte er der Quälerei ein Ende. »Momentan benötigen wir leider eine Person mit etwas mehr Erfahrung. Genießen Sie weiterhin die Stadtluft. Und arbeiten Sie an Ihren Qualifikationen, das ist meine Empfehlung.«

Du meine Güte, dachte er, als er die Tür hinter ihr geschlossen hatte. Was war denn nur los? Es fiel ihm gewöhnlich leicht, sich eine kleine Freundin zu angeln, wenn ihm nach weiblicher Gesellschaft zumute war, aber niemals hätte er sich träumen lassen, dass es so anstrengend sein könnte, eine geeignete Mitarbeiterin zu finden. Und dabei hatte er schon Abstriche gemacht! Er hätte sogar die ältliche Witwe genommen, wenn sie ihm nicht angedroht hätte, jedem Täter mit Nachsicht und Milde gegenüberzutreten, da auch er von Gott geschaffen sei. Das Gegenübertreten würde er schon noch selbst übernehmen. Er brauchte doch nur eine, die das gottverdammte Telefon bediente, während er unterwegs war, die in der Lage wäre, bis zu seiner Rückkehr ein paar einfache Dinge festzuhalten.

Er warf einen schnellen Blick in die zweite Mappe, die er vorliegen hatte. Eine gewisse Pauline Kern, vierundzwanzig Jahre alt, Stenografie und Maschinenschreiben, drei Jahre Berufserfahrung bei einer Versicherungsgesellschaft: Vielleicht würde der Tag sich doch noch zufriedenstellend entwickeln.

Als Peter Hoffmann auf dem Weg zu einer frischen Tasse Kaffee die junge Dame erblickte, die bereits im Flur auf ihren Termin wartete, war er plötzlich sicher, dass sich dieser Tag ganz hervorragend entwickeln würde.